

DER WELT SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



Billiges Leben in Newyork.

Mit drei photographischen Aufnahmen von G. G. Bain, Newyork.

Was man in dem — bekanntlich so sündhaft teuren! — Newyork für einen „Dime“ (das sind 10 Cents oder 42 Pfennig) alles haben kann, das ist die inhaltschwere Frage, die ich einer verehrlichen Redaktion heute beantworten soll. Aber die Antwort erschöpfend zu erteilen, wäre wirklich „zu viel für einen einzelnen Mann“, jedenfalls zu viel für einen einzigen Artikel! Immerhin lassen sich aus den „unbegrenzten Möglichkeiten“, wie man seinen „Dime“ unter die Leute zu bringen vermag, einige Daten herausziehen, aus denen hervorgeht, mit wie wenig man sich in Newyork, wenn „kein Moos mehr in Bänken“, allenfalls durchschlagen kann. Dabei mag vorausgeschickt werden, daß der städtische Straßenkehrer hier 25 Cents in der Stunde verdient, und der im Notfall als Geschirrwäscher oder sonst zur Ausbülfe irgendwo Tätige doch im ungünstigsten Falle einige Quartiers (Vierteldollartüde) nicht allzu schwer einzuheimsen im Stande sein dürfte.

In unseren zivilisierten Verhältnissen gilt die Wohnung mit vollem Recht als die Grundlage der ganzen Lebensführung. Die Tatsache, ob jemand für seine unheilsbare Manfarge 1 Dollar wöchentlich bezahlt oder einen Palast bewohnt, der ihm 50000 Dollar im Jahre kostet, oder endlich eine Mietwohnung inne hat, die zwischen diesen beiden Extremen steht, entscheidet in erster Linie über die Stufe, die er in der sozialen Scala einnimmt. Nun gibt es aber in der neuveltlichen Miesstadt — abgesehen von den einmühtigen Fremden, die anderwärts ein Domizil haben und mit der Abficht, dorthin abzuhelfen, hinzufließen — eine ganze Armeo Schwadron, die sich hauptsächlich aus beschäftigungslosen Arbeitern, Glücksrittern aus allen Winkeln der weiten Welt, professionellen Bettlern, Vagabunden und Verbrechern zusammensetzt. Und für diese Elemente bestehen Unterkunftsplätze, wie man sie sonst nirgends billiger — und vielleicht auch nicht schlechter — wieder auffinden dürfte.

Schon für 2 bis 7 Cents die Nacht kann man sich nämlich das Recht erwerben, in einem Hausflur, einer Scheune oder einer bestimmten Klasse von „Nachtrestaurants“ zu kampieren, in letzteren auf primitiven Holzstühlen. Die 7 Cent-„Nennen“ enthalten lange Räume, die ähnlich wie das Zwischendeck auf den billigen Auswandererschiffen ein-

gerichtet sind. Zwischen zwei langen Balken sind, manchmal in mehreren Etagen übereinander, Hängematten von stärkstem Segeltuch angebunden und zwar so nahe aneinander, daß die Schlafenden gleich schachweise untergebracht werden können. Punkt 7 Uhr morgens wird dann Reveille gebläset mit der Wirkung, daß alles blitzschnell vom Lager aufspringt, weil jeder weiß, daß schon fünf Minuten später die Matten an der einen Seite losgehoben und so alle, die gegen die Hausrechnung verstoßen, prompt auf den Boden befördert werden.

Eine wesentlich höhere Stufe nehmen schon die Herbergen ein, wo das Nachtquartier 10, 15 oder 20 Cents kostet. Die 10 Cents-Lager sind sämtlich in offenen Sälen, während für 15 oder 20 Cents schon ein feißbezogenes Bett in einem eigenen Raum gewährt wird. Letzterer ist freilich nur durch eine 7 Fuß hohe spanische Wand von dem großen Schlafsaal abgetrennt, aber er ist verschließbar, und für alle neuerichteten Herbergen besteht die strikte Vorschrift des Gesundheitsamts, daß für jeden Schlafenden mindestens 600 Kubikfuß Atmungsraum vorhanden sein müssen. In etlichen „Hotels“ dieser Klasse finden wir sogar die Einrichtung einer „Lobby“, d. h. eines ge-



Ein Delikatessenladen mit Waren zu 5 und 10 Cents.



Ein römisches Bad für 10 Cents in Newyork.

meinschaftlichen Raumes, wo die Gäste vor dem Schlafengehen Zeitungen lesen, Briefe schreiben, rauchen, trinken, sich waschen, wie sie es können, und eine solche „Lobby“ vor, gefüllt von einer Kundschaft, die offenbar die nobelste Klasse, die hier anzutreffen ist, vorstellt.

Die oberste Schicht unter den billigen Logierhäusern nehmen die Quartier-Blöße ein, die sich namentlich durch größere Reinlichkeit und strengere Handhabung der Hausordnung, die alle verklumpten oder anrüchigen Persönlichkeiten ausschließt, vor denen der nächstniederen Schicht auszeichnen. Alle Räume sind von den anderen abgeschlossen, die Wascheinrichtungen häufig mit kalten und warmen Leitungen versehen. Am besten sind jedenfalls die sogenannten Mills-Hotels eingerichtet, wo jeder nicht einen kleinen Schlafsaal, sondern ein wirkliches Zimmer und das Recht, das Hotellad frei zu benutzen, für seine 25 Cents ermerkt erhält. Mills ist ein praktischer Philantrop, der grundsätzlich nicht mehr als 3 Prozent Rendite von seinem Kapital, das er in die nach ihm benannten Hotels investiert hat, ziehen will. Und er beachtet diese Rendite ebenso sicher, wie seine Schöpfung Kaufenden, die sonst übel daran wären, zu einer anfänglichen und seinen Logierhäusern auch Restaurants verbunden, in denen man schon für seine 10 Cents einzelne Mahlzeiten erhalten kann, die Morgens, Mittags und Abends serviert werden. Man bekommt jedesmal für den Preis ein tüchtiges warmes Hauptgericht, z. B. eine Schüssel Patefleisch mit weißen Bohnen, dazu Butter, Brot und eine Tasse Kaffee oder Tee. Drei Mahlzeiten zu 10 Cents sind qualitativ und quantitativ genügend, einen arbeitenden Mann zu ernähren, so daß sich Wohnung, Verpflegung und Bad zusammen auf nur 55 Cents täglich stellen. Wer in einem Mills-Hotel wohnt, wird nicht in die Versuchung kommen, sich für 5 Cents zwei belegte Butterbrote (Sandwiches) oder 3 Frankfurter mit Sauerkraut an einem Verkaufstande, wie er auf unserem Bilde dargestellt ist, zu kaufen. Denn diese „Frankfurter“ sind aus allen möglichen Abfällen und verdorbenem Fleisch zusammengesetzt und beschäftigen fortwährend das Gesundheitsamt, das zwar hier und da Befragungen herbeiführt, aber doch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen kann, daß sich da Laufende von armen Zeitungsjungen, Obdach- und Beschäftigungslosen immer und immer wieder etwas recht Billiges einhandeln müssen. Diese offenen und jedem Auge sichtbaren Stände sind übrigens an noch wahrer Prachtanfallen im Vergleich zu den 1 Cent-Speulken, wie sie namentlich an der Bowery und deren Querstraßen noch mehrfach bestehen. Das sind Kellerlokale, wo alles für nur einen Cent angeboten wird und die schmierigsten Überbleibsel aus den gewöhnlichen Kneipen noch einmal zu Verkaufsobjekten aufrücken!

Nach Liebig beginnt die eigentliche Kulturhöhe des Menschen erst mit dem Seifenverbrauch. Damit hapert's aber bei den Elementen, die sich für 10 Cent ein Nachtquartier nehmen, ganz gewaltig. Es ist schon eine sozial höherstehende Schicht, die das Bedürfnis nach Wasser und Seife so stark empfindet, daß selbst bei großer Armut die Ausgabe dafür nicht gepart wird. Für diese Klasse von Leuten bestehen die 10 Cents-Badesuben, meist



Die Lobby in einem 10 Cents-Hotel in Newyork. (Siehe den obigen Artikel.)



Pariser Wahlreklame.

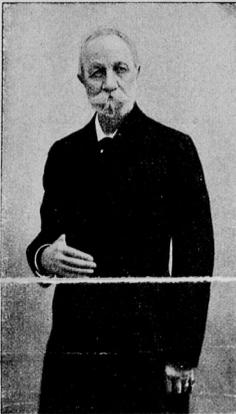
Vor dem beliebten Wahllokal.

Ch. Delius, Paris, phot.

Grosse Wäsche nach der Wahl.

Die Hauptstadt der französischen Republik ist schon in den Zeiten, die keine besonders aufregenden Ereignisse bringen, ein wahres Paradies der Heilung. Überall an den Mauern und Säulen lesen die Wählerplakate der Spezialitätentheater und Geschäfte, da die Anlagensäulen ausschließlich für die eigentlichen Wähler reserviert sind. Wenn aber gar politische Wahlen die Gemüter hier erregen, wie es kürzlich bei der Neuwahlisierung des Senats der Fall war, dann wird kaum ein leeres Plaqueplättchen von den Männern des großen Würfels, den Arbeitern, vermisst. Alle Parteien lassen die Namen ihrer Kandidaten mit emporstehenden Ueberebungen versehen an die Wände heften und natürlich fehlt man an jedem Hause, in dem sich ein Wahllokal befindet, die ganze Kandidatenliste einträchtig vereint. Auch die Zettelverteiler

tragen große Plakate mit dem Namen des Mannes, zu dessen Gunsten sie wirken, an ihren Säulen, was den guten Seiten ein unaufrichtig pittoresques Aussehen verleiht. Ist die Wahl jedoch über, dann sorgt die Pariser Polizei, die anscheinend so wenig streng ist, mit großer Energie dafür, daß die Plakate sofort wieder entfernt werden. Und nun erhebt sich ein lustiges Plättchen Affische gegossen werden. Kräftige Arbeiter reihen das weiche Papier bald von den Wänden, so daß es „zu fleischlichen Stumpfen geballt“, auf das Trottoir fällt und bald stehen die Mauern in reiner Nacktheit da — um sofort von neuem beklebt zu werden. Gegen diese Affichenteile haben auch die Schilder mit der Aufschrift »De fonce d'afficheur« nichts, der freie Françoise setzt sich nicht daran.



Maurus Jokai + der berühmte ungar. Romanchreiber.

von Barbieren gehalten, die — wie die Bader im deutschen Mittelalter — die Kunden rasieren und zugleich auch mit Wädern versorgen. An der unteren Boverey ist neuerdings auch ein türkisches Bad, dessen Zeitraum hier abgebildet ist, entstanden, für dessen Benutzung man nur 10 Cents Gebühr zu bezahlen braucht. Das Bad, dessen zweie man nun denken kann, ist die Einrichtung nicht ebenso elegant wie in den Anstalten, wo man um einen Dollar erleichtert wird, allein schließlich erfüllt auch die billige Anstalt denselben Zweck, den Badernden gehörig zum Schwitzen zu bringen. Man muß dabei im Auge behalten, daß beim Newyorker Klima tägliches Baden ebenso notwendig ist wie tägliche Nahrungszufuhr, und die unterlassene Hautpflege die sichere Anwartschaft auf eine schwere Erkrankung, wo nicht vorzeitigen Tod eröffnet.

Es verdient noch Erwähnung, daß die billigen Nachtquartiere und Bäder, soweit sie von Unternehmern zum Zweck des Geldverdienens eingerichtet sind, fast ausschließlich für einzelne Männer berechnet sind, und für einzelne Frauen nur einige Wohlfühlisanzalagen zur Verfügung stehen. Das erklärt die betrübende Tatsache, daß Mädchen, die des Familienanflusses ermangeln, in Newyork so leicht — und dann meist auch so tief! — in Abgründe geraten. Beiläufig kann man aus den Polizeiberichten erfahren, daß in den ordinärsten Spekulanten, wo sich Dadaische ansammeln, das Geschlecht keinen Unterschied mehr macht, sondern Männlein und Weiblein da unterschiedslos zusammengepackt zu sein pflegen!

Wenn der Mensch genügende Mittel aufzuwenden hat, um Wohnung, Nahrung und Bad bezahlen zu können, dann darf er auch daran denken, sich eine Erholung in frischer Wald- oder Seeluft zu verschaffen. Letztere ist befalls wegen der großen Nähe des Meeres in Newyork äußerst bequem zu haben, und 10 Cents sind hinreichend, mit der Straßenbahn nach der Seeuferseite hin- und wieder zurückzufahren.

Da kann man sich von den Wogen des Weltmeers in den Schlummer tauschen lassen und sich so kostenfrei einen der herrlichsten Genüsse verschaffen, die man auf der ganzen Welt überhaupt haben kann. In dieser Hinsicht sucht übrigens auch noch die Newyorker Stadtverwaltung das Ihrige zu leisten, denn sie sorgt für große schattige Parkanlagen und sogenannte Erholungspiere am Wasser, wo an schönen Sommerabenden hübsche Konzerte stattfinden.

Also auch für den Armen bietet das Newyorker Leben so manches, das er für sehr geringen Entgelt oder umsonst genießen kann. Nebenfalls stellt der „Time“ schon ein kleines Kapital vor, das seinem Besitzer eine ganze Reihe von Annehmlichkeiten zu gewähren vermag.

Der Blinde.

Novelle von Julius Knopf.

Ein schwüler, heißer Julisonntag, der die Glieder schwer und die Sinne schlief machte. Bruno Verend sah mit seiner jungen Frau im schnell dahinsausenden Vorortzug, der sie nach Potsdam führen sollte. Eine unerträgliche Glut. Sie hatten sich befehlen müssen, um den Zug zu erreichen, denn Helene war wieder einmal nicht rechtzeitig mit ihrer Toilette fertig geworden. Doch Verend ärgerte ihr darum nicht; Kleinigkeitstramerei war ihm stets fremd geblieben.

Er wischte sich den Schweiß von der nassen Stirn und fuhr sich mit dem kühnlichen Linnentuch übers Gesicht. Dann preßte er das Tuch auf die heißen Augen, die wie grimmiges Feuer brannten. Welch Glück, daß er den Arbeitsplatz am Fenster erwischte hatte! Der scharfe Luftzug, der auch die gequemen zentner jagte, wirkte erfrischend. Das kühlte wie fließendes Eiswasser.

Mit zärtlichen Blicken umfaßt Verend die elastische, frische, volle Gestalt seiner bildhäßlichen Frau, deren feurige Augen und elegante Formen die zähe Aufmerksamkeit der mitfahrenden Herren auf sich lenkte, so wie der starke Magnet die leichtesten, widerstandsfähigen Eisenteile anzieht. Helene, welche die bewundernden Blicke kühlte, lächelte kokett. Die Bewunderung der Männer tat ihrem kleinen Herzen wohl. Sieß ihrer Weize bewußt, nahm sie es nicht übel, wenn man sie anstarrte. Schönheit verpflichtet. Und sie ging ganz

auf im Kultus ihrer Schönheit, die ihr wichtiger war als Mann und Familie. Denn was sie an Herz besaß, hatte in einer Ruhschale lag. Nicht daß ihr der Mann, der ihr feinen Namen gegeben hatte, gleichgültig war; sie achtete und verehrte ihn.

Doch nie wäre es ihr eingefallen, ihn zu heiraten, wenn er ihr nicht mit seiner Hand ein Vermögen geboten hätte und ein Leben voll Luxus und Behaglichkeit. So war ihr die Ehe das Elixier, welches sie zum Eodemarte stempelte.

Verend wußte das wohl, denn die Leidenschaft hatte seinen Blick nicht getrübt. Aber er liebte sie, trotz ihrer Feiler. Wenn das Herz laut

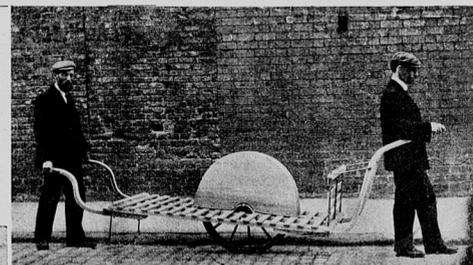


Helena und Andromache im Reflektor.

Ein festsamer Zufall förderte gerade in diesen Tagen, da der Reflektor als Mode von morgen gilt, einen Goldring aus Mykene zu Tage, auf dem deutlich zu sehen ist, daß schon zu den Zeiten des trojanischen Krieges die Damen sich in diese wenig leidensame Tracht zu hülsen pflegten. Die hier wiedergegebene Abbildung des Ringreifeis zeigt wie ein schlechter Witz aus, ist jedoch echte Wahrheit. Durch den Ring erhält auch die Fingerring in einem Reflektor des Berliner Tagelicht! ausgehellte Theorie über das Bestehenstreffen der Reflektmode mit freigerigsten Zeiten eine zeitliche Bestätigung.

Seltsame Fuhrwerke.

Ein der schwierigsten Probleme unter dem unentwickelten afrikanischen Kolonien, wie zum Beispiel Westafrika und Zentralafrika, zu lösen haben sind die Transportverhältnisse. Gebahnte Wege sind nicht vorhanden und die einzige Möglichkeit, Güter von einem Ort zum anderen zu bringen, ist, sie von Schwämmen tragen zu lassen. Das geht aber natürlich nur sehr langsam, und wenn die Leute auch mit ihren Ansprüchen in jeder Hinsicht bescheiden sind, so kommt die Sache doch sehr teuer. Man hat es daher schon mit verschiedenen Arten von Karren versucht, aber da meist nur ganz schmale Fahrwege vorhanden sind, so kann man nur ein Gefährt, das ein Rad hat, gebrauchen. Ein eng-



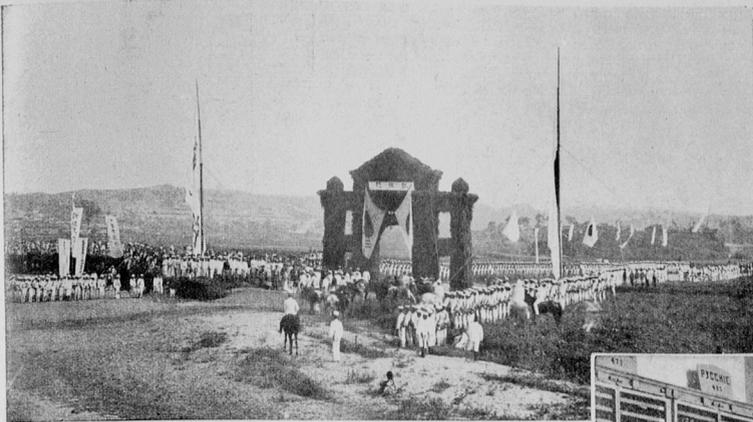
Die neueste Erfindung eines englischen Offiziers.

E. D. Bernhardt, London, phot.



Der uraite einrädige Karren in Korea.

lischer Offizier hat jetzt einen neuen einrädigen Karren erfinden, von dem wir eine Abbildung bringen. Das Gefährt hat die volle Zustimmung des englischen Kolonialamtes gefunden. Auf einem solchen Karren kann man mit Bequemlichkeit 800 Pfund transportieren, eine Last, für die man sonst mindestens 20 Eingeborene engagieren müßte. Wie unsere zweite Illustration zeigt, bedient sich bei dieser „Erfindung“ wieder das alte Jait von „Alles schon dagewesen!“ Das Bild gibt nämlich ein Fahrzeug wieder, wie es seit Jahrhunderten in Korea üblich ist, um hohe Wärdenträger durch den Straßenstaub zu bringen. Die Konstruktion des foranischen Karrens hat eine frappante Ähnlichkeit mit dem neuen englischen Transportmittel.



Wie die Japaner im Felde ihre Siege feiern.



Russische
Menschenreserve:

Infanterie von der indischen Grenze auf dem Wege zum Kriegsschauplatz.

pocht, hört man nicht das Flüstern des Verstandes. Und seinen Freunden, die ihn damals vor der Verbindung warnen, hatte er gleichmütig entgegnet: „Wenn die Sonne nur vollendete Menschen beschienen wollte, bräuhete sie über-



Das vergessene Denkmal eines Unvergessenen.

Wie eine Fabel klingt es, daß sich in unmittelbarer Nähe Berlins, der Denkmalsstadt, in der die Monumente für deren Ehre aus dem Boden schüßen und alljährlich Tausende für deren Pflege ausgegeben werden, das Denkmal eines der besten Söhne Deutschlands in einem geradezu verwahrlohten Zustande befindet. Draußen in Westend, auf dem Gebiete Charlottenburg, der reichsten Söhne der Freiheitstriebe, Ernst Moritz Arndt, errichtet wurde. Aber wie jämmerlich sieht dieses Monument aus! Von dem Sockel ist der Nag herabgefallen, so daß die wackrigen Stiefelhülsen zu Lagen treten, und man muß sich bei den Zugang zu dem Denkmal erst durch Zäunne hindurch wagen. Daß diese Pöbelhaftigkeit gegenüber einem Nationalhelden duldiger Abänderung bedarf, ist selbstverständlich und es genügt wohl hierzu, daß Friedrich Zerbib das Denkmal kürzlich in einem Heuilleton der Bergessentzeit entziehen hat.

Vom ostasiatischen
Kriegsschauplatz.

Ein Sieg der Japaner ist erschrocken und die Truppen errichten rasch aus Kaul einen hohen Triumphbogen. Parade, Ehrenbewehrung und Aufbrechen der Offiziere machen den Inhalt der Feierlichkeit aus — ganz wie bei uns, nur daß bei den Akten der Feldgottesdienst fehlt. Göttliche gibt es nicht im japanischen Heere. Das zweite Bild führt, wenn auch nicht direkt auf das Kriegsschauplatz, so doch auf einen Schauplatz, in dem gar viele Jähren des Krieges zusammenlaufen — in ein Gewölbe der russischen Reichsbank. 11 Milliarden Mark liegen darin aufgeteilt. Wenn Montecuculi recht hat, daß man zum Krieg führen drei Dinge braucht, Geld, Geld und wieder Geld, so kann sich Rußland noch ein Weile mit dem Japaner herumtrollen.



General Kuroki,
der Sieger am Jalufuk.



Russische Goldreserve: 11 Milliarden Mark in Barren und Münze in der Reichsbank.

haupt nicht aufzugehen.“ — Nun waren sie zwei Jahre verheiratet, und noch war kein Mißton in der jungen Ehe erklingen. Man genoß gemeinschaftlich dieses schöne Leben, das gut angewandter Reichtum so entzückend macht, jagte dem Vergnügen nach und war dabei nur zu Gast. Man hatte gar nicht die Zeit, in eheliche Dissonanzen zu geraten.

Immer weiter eilte der Zug. Auf den weichen Polsteresseln war es Verend unerträglich warm geworden. Eine Dignelle floß durch seinen Körper, bellemmendes Angstgefühl überkam ihn. Er stand auf; ihn dürstete nach Luft. Weit lehnte er sich aus dem Fenster, tief Atem holend.

Da — plötzlich — aber nein — was war das? Wie ein Nebelschleier legte es sich über seine Augen. Dunkel wurde es, ganz dunkel. Fuhren sie durch einen Tunnel? Unmöglich, auf der ganzen flachen Strecke befand sich nichts dergleichen. Herrgott — nein — Teufel — zum Hente! Was war denn mit ihm geschehen? Noch eine Sekunde zuvor hatte er doch ganz deutlich gesehen. Felder — Telegraphenstangen — Bäume — im Walde ein Liebespaar, das sich küßte. Und jetzt auf einmal — Blind! Ein Angstschauer schüttelte ihn. Erblindet! — Vielleicht, daß nur ein Moment — vielleicht würde das im nächsten Augenblick wieder vorübergehen. Er schloß die Augen haltig, drückte sie heftig zu, machte sie dann wieder auf. Dunkel, nichts zu erkennen, nur ein ganz, ganz matter Lichtschein, wie aus weiter, weiter Ferne kommend.

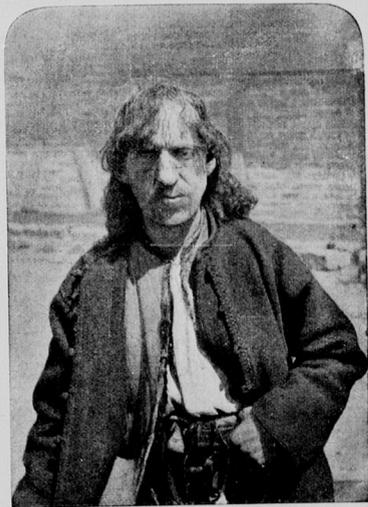
Blind! Er schrie es, gellend, wahnsinnig vor Angst. Blind! Die Mitfahrenden stürzten herbei, suchten ihn zu beruhigen; Helene führte ihn auf den Platz zurück, sprach tröstliche Worte. Der Arzt wurde schon helfen. Gleich heute noch. Sie würde sofort mit ihm nach Berlin zurückfahren und eine Autorität aufsuchen. Sie konnten sich's ja, Gott sei Dank, leisten. —

Darüber war ein Jahr vergangen. Im gleichmäßigen, einformigen Takte schlichen die Tage dahin. Die Kunst der Ärzte scheiterte an dem Leiden, Ablösung der Netina. Verend mußte sich eben darenin fügen, hatte der Professor gesagt, es ginge ja Tausenden gleich ihm. Anfanas verneinte Verend, über seinem entsetzlichen Unglück wahrnimmig zu werden, aber sein Freund Dobe hatte recht behalten: „Man verliert eher den Kopf als den Verstand.“

Ach, wenn sein Freund Dobe nicht gewesen wäre! Er hatte ihn immer für einen leichtfertigen, gefühllosen, egoistischen Saufwind gehalten, diesen hübschen, jungen Mann, der geizt nach der letzten Waise ging und sich so blasiert gab. D, wie unrecht hatte er ihm getan! Auf die Nachricht von Verends Malheur war Dobe zu ihm geeilt, hatte ihn aufzuheitern versucht und versprochen, ihn so oft zu besuchen, wie es sein Geschäft zuließ. Das Geschäft mußte sehr schlecht gehen, denn seit einiger Zeit kam Dobe täglich. Mit seinen Schürzen vertrieb er ihm und Helene die Zeit glanzend. Er erzählte die neuesten Vorformen, mußte die interessantesten Märchen Geschichten zu be-

richtigen und ward dem Blinden geradezu unentbehrlich. An den Sonntagen war er regelmäßig Tischgast. Meist blieb er auch zum Abendbrot. —

Wieder ein drückender, tropenheißer Sommer Sonntag. Die Erde atmete Blut, und selbst in die kühl gebaltene Wohnung trieb die Sonne ihre Flammenstrahlen. Man hatte gepeist, und Verend war ins Nebenzimmer gegangen, um sich dem gewohnten Nachmittagschlaf zu überlassen. Doch die Hitze trieb den Schlaf aus dem Körper. Wieder kamen die bösen Gedanken. Vor einem Jahr, da konnte er noch die schöne Erde sehen und die Menschen und seine Frau, konnte er sich noch erfreuen an den dunklen Höfen



Ein Ruthene aus Zabie.

Zabie liegt in jenem Teile Transleithaniens, den man ob der niederen Kulturstufe seiner Einwohner getrost mit „Halbkolonien“ bezeichnen kann. Besonders die Ruthenen, Heirathen gegen die Ungarn wie gegen die Juden losgetrennt und im politischen oder religiösen Fanatismus vor den ärgsten Gewalttäten nicht zurückschreckt. Die letzten antisemitischen Ausschreitungen in Jassy zeigten wieder einmal die ganze Wildheit jener ungarischen „Russen“, wie sich die Ruthenen mit einem besonderen Stolz selbst nennen.

